

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Hans Werner Kettenbach

*Tante Joice
und die Lust
am Leben*

Geschichten und anderes

Diogenes

Umschlagillustration:
Wassily Kandinsky, ›Murnau: Häuser am Obermarkt‹,
1908 (Ausschnitt)
Copyright © 2009 ProLitteris, Zürich

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2010
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
40/10/36/1
ISBN 978 3 257 06740 8

Inhalt

Vorwort 9

Testamentsvollstreckung 21

Erzählung

Tante Joice und die Lust am Leben 33

Vom Alter, vom Älterwerden und vom Altsein

Nichts Halbes und nichts Ganzes 55

Zum 60. Geburtstag Nordrhein-Westfalens

Diesseits von Gut und Böse 70

Vom heil'gen Franz und anderen Sündern

Blitzschlag 79

Erzählung

Abenteuerreisen im Geviert 90

Eine Droge für rastlose Geister: das Schachspiel

Einst, als wir Jünglinge waren 100

Zum 50. Dienstjubiläum eines Zeitungsverlegers

Kein ganzes Jahrhundert 126

Ein Text zum Thema »Tempo« für »Das schnellste Buch der Welt«

Zum Trotze 129

Text für eine Dokumentation zum »Schnellsten Buch der Welt«

- Die Krähen schrein 132
Über die Heimat und was aus ihr geworden ist
- Mit Kotzebue über eisige Steppen 144
oder: Meine liebste phantastische Reise
- Ein Stück vom Garten Eden 153
Zum Siebzigsten von Daniel Keel und Rudolf C. Bettschart
- Der Mönch im Turmfenster 158
Alt St. Heribert und andere Denkwürdigkeiten
- Aus dem ordinären Arbeitsleben 173
Brief an einen Regisseur (1)
- Ein Machtkampf im Vorstand 176
Brief an einen Regisseur (2)
- ... für die Dreharbeiten eingerichtet... 180
Brief an eine Dramaturgin
- Kultur via Schwarzmarkt 184
Aus Anlass eines Hörspiels
- Für den Arbeitslosen 1,50 Mark täglich 195
Aus den Anfangstagen der Sozialversicherung
- Der Gigant aus Stahl, der kriechen kann 204
In Ost wie West Streit um den Tagebau der Braunkohle
- Ich bring mehr Geld nach Haus 217
Porträt eines Fernsehleiters
- Die intellektuelle Kränkung 220
Porträt einer Radikalfeministin
- Zum Schmuck der Reichsgrenze 223
Reportage über Kölns Brücken

- Selig entschlafen 233
Ein Kriminalroman in 75 Zeilen
- Der nimmermüde Prinzipal 236
Willy Millowitsch zum 85. Geburtstag
- Klefisch unter Wasser 248
Ein Hauptdarsteller ohne Starallüren
- Dutschke 251
Zum 25. Jahrestag eines Attentats
- Von Hasen und Hühnern 259
oder: Mein Vorort
- Das Schnitzel stammt vom Eber 266
Ausblick auf die Sorgen eines Europäers anno 2033
- Bewahren oder plattwalzen 272
Zur Einverleibung der DDR
- Es hatte Paris sein sollen 275
Was braucht der Schriftsteller, um Schriftsteller zu werden?
- Am Drücker 282
Anmerkungen zu einem Diätengesetz
- Gegen die Ganovenehre 289
Merkwürdige Sitten in einer Großstadt
- Frau Wallots Vermieter 298
Erzählung
- Panama City 327
Vom Überfliegen der Grenzen
- Kavaliersdelikt 332
Erzählung

»... in Brand gesteckt oder sonst zerstört ...« 354

Die »Reichskristallnacht« und die Deutschen

Morgens der Erste, abends der Letzte 363

Wie ein Einwanderer zum New Yorker wird

Frau Müller und ich 370

Das Zustandekommen eines Romans

»Deshalb lieben wir den Vorsitzenden Mao sehr« 384

Besichtigung der Textilfabrik Nr. 3 in Peking

»Alles andere ist doch Quatsch!« 395

Bericht über eine Bordellwirtin

Bildnis des Herrn Pallenberg 405

Der Möbelkaufmann und die Kunst der Malerei

Umgang mit Herrn Eckermann 408

Erzählung

Als wäre ein Krieg gewonnen worden 414

Eine Nebelgeschichte aus dem München der vierziger Jahre

Im Kernschatten 421

Aus Anlass einer Mondfinsternis

Tante Joice und die Lust am Leben

Vom Alter, vom Älterwerden und vom Altsein

Alt zu werden ist nur beschissen. Der Satz stammt nicht von mir (ich würde dergleichen auch lieber für mich behalten, als es herumzuerzählen; wer weiß, ob nicht das Schicksal zuhörte und in Zorn geriete und mich wegen Unbotmäßigkeit auf der Stelle bestrafte, mit dem Tode oder gar mit einem weiteren Altersdefekt). Das herbe Diktum, dass es beschissen sei, in die Jahre zu kommen, beschissen und nichts, aber auch gar nichts anderes, habe ich vielmehr bei Henning Mankell aufgelesen.

Allerdings möchte auch der die Urheberschaft nicht beanspruchen; stattdessen schreibt er sie einem alten Fischer zu, den er in seiner Kindheit gekannt und zur Sommerzeit oft besucht habe. Jeder mag für sich entscheiden, was davon zu halten ist, dass nach Mankells Bericht dieser Fischer zwar nicht in ebender Minute, in der er sich so lästerlich äußerte, wie vom Blitz getroffen zu Boden sank und ablebte, immerhin aber nur zwei Jahre später tot war, von jetzt auf gleich (»er hatte in seinem Boot einen Herzanfall erlitten«).

Nun ist der Satz so, wie Mankells Fischer ihn gesagt haben soll, ja auch zweifelhaft. Was heißt denn »alt werden«? Das Älterwerden beginnt doch unleugbar schon mit dem Tag der Geburt, nicht wahr, und mich zumindest hat

es jahrzehntelang mit einem nicht abreienden Segen höchst erwünschter und auch durchweg angenehmer Erfahrungen beglückt – dem ersten Spinat nach der ewigen Muttermilch, der ersten Nacht ohne Windel, dem ersten Schultag, der ersten Liebe (diese bereits im Kindergarten, und auch noch zu Zwillingen), dem ersten Bier und so weiter und so fort, von einigen noch anregenderen Offenbarungen und Errungenschaften des Älterwerdens ganz zu schweigen. Die Frage ist nur, wann das Älterwerden ins Altsein umschlägt. Aber darüber kann man ziemlich lange streiten.

Die durchschnittliche Lebenserwartung von Männern hierzulande liegt gegenwärtig [2001] bei 74, die von Frauen bei 80 Jahren. Frauen von Ende und Männer von Anfang siebzig sind demnach eindeutig alt, nämlich ziemlich moribund. Doch die Messdaten der Lebenserwartung nehmen beständig zu, und wer weiß, vielleicht bringen wir es ja irgendwann wieder so weit wie der Urvater Methusalem, der dem ersten Buch Mose zufolge 969 Jahre alt geworden ist, oder wenigstens wie sein Sohn Lamech, der es zwar nur auf 777 Jahre brachte, aber noch im Alter von 182 Jahren imstande war, seinen Sohn Noah zu zeugen, so ein Kerl, so ein begnadeter!

Wer das für bloße Aufschneidereien der Bibel hält, der sei auf ein Beispiel aus jüngerer Zeit hingewiesen, Joice Heth mit Namen, eine schwarze Sklavin in Amerika. Sie diente am Ende eines langen Lebens dem Erfinder des Showbusiness, Phineas T. Barnum aus Bethel, Connecticut, und verhalf ihm zu einem kleinen Vermögen. Barnum, der nach mehreren anderen Broterwerben einen Lebens-

mittelladen in New York betrieb, hatte an einem Julitag des Jahres 1835 einen interessanten Tipp bekommen: Ein Geschäftsfreund erzählte ihm, dass es in Philadelphia gegen Eintrittsgeld eine Negerfrau zu sehen gebe, die mehr als 160 Jahre alt sei.

Der an jeder Art von Geldverdienen stark interessierte Barnum reiste nach Philadelphia und vergewisserte sich, dass dieses Phänomen, besagte Joice Heth, tatsächlich existierte. Sie gehörte der Familie Bowling aus Paris, Kentucky, und war laut vorhandener und vorgewiesener Kaufurkunde 1727 im Alter von 54 Jahren von einem Augustin Washington für 33 Pfund an seine Nachbarin abgetreten worden. Augustin war kein Geringerer als der Vater von George Washington, dem nachmaligen Freiheitshelden und ersten Präsidenten der USA. Auf Befragen erklärte Joice Heth denn auch, sie sei bei der Geburt von »dear little George« dabei gewesen, habe ihn gewindelt und großgezogen.

Barnum erkannte auf der Stelle die Goldmine, die in der alten Frau, einem eingeschrumpften Lebewesen aus Haut und Knochen, verborgen lag. Er kratzte 1.000 Dollar zusammen, erwarb die Nutzungsrechte an »Tante Joice«, unter welchem Namen er sie fortan annoncierte, schaffte sie zur Schaustellung nach New York und hernach von einer Stadt in die andere, von einem Wirtshaussaal in den nächsten. Tante Joice brachte ihrem neuen Herrn, der durch sie seine Profession als Entertainer entdeckte und später mit Liliputanern, Elefanten und einer Meerjungfrau das Publikum faszinierte, pro Woche mehr als 1.500 Dollar ein.

Freilich: Wie erging es ihr selbst dabei, in dem Alter von

162 Jahren, das sie bis zu ihrem Tod in Barnums Diensten erreichte?

Fabelhaft, befanden die Zuschauer der Vorführungen. Tante Joice rauchte, mit angezogenen Knien auf einem Sofa liegend, ihre Maiskolbenpfeife, blieb auf keine Frage, die man ihr stellte, die Antwort schuldig, erzählte auch ungefragt Dutzende von Geschichten aus den vergangenen Zeiten und sang auf Verlangen alte Kirchenlieder, von denen sie mehr Strophen vorzutragen wusste, als irgendwer im Publikum kannte.

Fast möchte man wünschen, 162 Jahre alt zu werden und noch immer so lebendig zu sein wie Tante Joice. Allerdings könnte der Wunsch einem vergehen, wenn man die Details hinzunimmt, die sich bei näherer Betrachtung der Tante herausstellten und die gleichfalls aktenkundig sind: Joice Heth war fast völlig gelähmt, sie konnte ihre Beine nicht mehr strecken und außer ihrer Zunge nur noch ihre rechte Hand bewegen, sie hatte nicht einen Zahn mehr im Mund, ihre Augen waren erblindet und lagen so tief in den Höhlen, als wollten sie für immer darin verschwinden. Das ganze Menschlein wog gerade noch 46 Pfund.

Als sie im Februar 1836 starb, ließ Barnum sie von einem Arzt, der bei einer früheren Untersuchung das hohe Alter der Probandin für durchaus plausibel erklärt hatte, obduzieren. Diesmal halbierte der Doktor seine Schätzung, er befand aufgrund des Zustands von 'Tante Joice' Koronargefäßen, sie sei nicht älter als 80 Jahre. Barnum bedauerte, dass er und sein Publikum wohl doch einer Täuschung zum Opfer gefallen seien, ließ den Leichnam gleichwohl in einem Mahagonisarg beerdigen und investierte den erheb-

lichen Gewinn, der unter dem Strich übrigblieb, zwei Monate später in einen Wanderzirkus, mit dem er abermals reüssierte.

Vielleicht taugt die Geschichte von Tante Joice ja nicht unbedingt dazu, Mankells Fischer zu widerlegen oder die eine oder andere Hoffnung auf ein biblisches Alter zu stärken; aber zumindest kann man daraus lernen, dass der Mensch imstande ist, sowohl mit dem Alter als auch mit dem Tod gelassen und unerschrocken fertigzuwerden – das bewies nicht nur Tante Joice, die bis zuletzt mit Genuss ihre Pfeife rauchte und ihre Kirchenlieder sang, sondern auch Barnum, der angesichts des Verlustes seiner Einkommensquelle keineswegs den Mut verlor, sondern umgehend sich eine neue, eben den Zirkus, erschloss. Solche Nervenstärke ließ er dann abermals erkennen, als seine eigenen Tage gezählt waren: Der Mann, der sich selbst den Titel »Prinz von Humbug« verliehen hatte, stimmte zu, als die *New York Sun* ihn fragte, ob er schon einmal seinen Nachruf gedruckt lesen möchte, und die Zeitung veröffentlichte den Nachruf, zwei Wochen vor Barnums Tod und zu seinem großen Vergnügen. Und am Todestag selbst, noch einmal aus dem Koma erwachend, wollte er nichts anderes wissen als die Summe der Einnahmen, die sein Zirkus an diesem Tag kassiert hatte.

Mag sein, dass sensible Naturen über diesen Gemütsathleten die Nase rümpfen und glauben, dass ein Mensch, der höheren Ansprüchen genügen will, auf andere Art mit dem Tod umzugehen hat. Schon richtig, nur lassen das Alter und der Tod auch die erhabensten Charaktere hin und wieder ziemlich unvorteilhaft aussehen.

Zum Beispiel den Geheimen Rat Johann Wolfgang von Goethe. Vor dem Tod seiner Frau Christiane, die im Alter von 51 Jahren unter grausamen Schmerzen an einer Urämie zugrunde ging, ergriff er die Flucht, er wurde unpässlich, zog sich in sein abseits gelegenes Schlafzimmer zurück, verkroch sich in den Kissen, bis das Drama vorüber war, und vermerkte hernach in seinem Tagebuch: »Gut geschlafen und viel besser. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag.« Und dann, nach der Schilderung eines festlichen Ereignisses, das an demselben Tag in Weimar stattfand: »Meine Frau um 12 Nachts ins Leichenhaus. Ich den ganzen Tag im Bett.«

Weniger gleichmütig begegnete er seinem eigenen Tod. Zwar war es dem 83-Jährigen vergönnt, in seinem Lehnstuhl sitzend einzudämmern, und auch seine letzten Äußerungen scheinen Ruhe und Frieden zu atmen: Er soll bekanntlich nur noch »Mehr Licht!« verlangt haben, was als Ausdruck seines unablässigen Strebens nach Erkenntnis interpretiert wurde (allerdings auch als ein Hörfehler, weil er in Wahrheit »Millich!« gemurmelt und dergestalt um einen Schluck Milch gebeten habe); und seine Schwiegertochter Ottilie, die an seiner Seite saß, will gehört haben, dass er zu ihr sagte: »Gib mir dein Pfötchen!«

Aber nach dem Bericht des Arztes, der ihn kurze Zeit vorher besucht hatte, konnte von Ruhe und Frieden nicht die Rede sein: »Ein jammervoller Anblick erwartete mich. Fürchterliche Angst und Unruhe trieben den seit langem nur in gemessener Haltung sich zu bewegen gewohnten hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er

durch eine jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich versuchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, presste dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die grässlichste Todesangst aus.«

Nun sollte auch über den Dichturfürsten, dem am Ende die Contenance abhandenkam, niemand die Nase rümpfen. Denn niemand weiß, wie er selbst sich hält, wenn er spürt oder erkennt oder auch nur ahnt, dass es ans Sterben geht. Vielleicht werde ich nicht anders als Goethe meine Umgebung mal durch Stöhnen, mal durch lautes Geschrei belästigen, vielleicht werde ich wie er aus dem Bett zu fliehen versuchen und verzweifelt ausprobieren, ob die Lebenskräfte, wenn ich mich nur auf einen Lehnstuhl setze, womöglich wiederkehren.

Aber was soll das auch? Muss man sich denn so etwas ausmalen, muss man überhaupt sich im Voraus über sein Ende den Kopf zerbrechen?

Ja. Doch. Wahrscheinlich muss man es, und je eher, desto besser. Denn der bewusste Ernstfall kann, wie man weiß, jeden Tag eintreten, jede Minute (und das ja nicht nur im Alter, sondern in jeder Lebensphase). Natürlich lässt sich streiten und vielleicht sogar witzeln über den Unterschied zwischen Altwerden und Älterwerden und Altsein; oder über die zunehmende Lebenserwartung und darüber, ob es denn erstrebenswert ist, so steinalt zu werden wie Methusalem oder auch nur Tante Joice. Aber jede solche

Diskussion, jede solche Witzelei, jede Auseinandersetzung mit dem Alter landet unausweichlich beim Tod. So wie das Leben, ja.

Am Ende seiner »Rede über das Alter« hat Jacob Grimm gesagt: »Wir sind da angelangt, wo eingeräumt werden soll, was niemand leugnen mag: Das Alter liegt hart an des Lebens Grenze, und wenn der Tod in allen Altern eintreten oder ausbleiben darf – im Greisenalter *muss* er eintreten und kann nicht länger ausbleiben.« Ähnlich fast anderthalb Jahrhunderte später Hans Wollschläger: In einem tief-schürfenden Essay über das Altern, der im Jahr 2000 erschienen ist, hat er gerade erst angehoben, er hat seinen Gegenstand noch gar nicht beim Namen genannt, da spricht er schon von dem, was darauf – und daraus – folgt, eben dem Tod: »Sein Dasein allein lässt einem derartig die Luft wegbleiben, dass die Wörter nicht mehr von der Zunge kommen: Eine Lebe-Welt, in der alles, aber auch Alles von ihm abgeschlossen wird, und zumeist auch noch auf die haarsträubendste Weise, ist das unglaubliche Absurdum selber.«

Allerdings ist wohl auch in diesem Punkt ein wenig Vorsicht geboten, der Verzicht auf allzu schnelle und griffige Urteile empfehlenswert. Denn nicht wenige der Sterblichen scheinen sich für ihr Ende, obwohl es doch nach aller Erfahrung unausweichlich ist, gar nicht zu interessieren. Und das gilt nicht nur für junge Leute, die ganz andere Sorgen, Flausen im Kopf und vor allem Hoffnungen haben, es gilt auch nicht nur für die schon Angegrauten, die nicht altern wollen und auf das sogenannte Anti-Aging setzen und mit Pillen und Packungen und Kuren und Fitness-

Gestrampel krampfhaft versuchen, schon auf Erden einen Zipfel vom ewigen Leben zu erhaschen – es gilt merkwürdigerweise und nicht zuletzt auch für die ganz und eindeutig Alten.

Der Fotograf Harald Wenzel-Orf hat unter dem Titel »Mit hundert war ich noch jung« einen Band über »Die ältesten Deutschen« vorgelegt, 50 Frauen und Männer, die die Hundert erreicht und zum Teil schon weit überschritten hatten. Nur ein halbes Dutzend von ihnen erwähnte in den Interviews den Tod, aber das nicht zuletzt, weil sie sich offensichtlich miserabel fühlten. So Dr. Arthur T. (105): »... die Lebensumstände sind jetzt so, dass ich so schnell wie möglich auf den Friedhof kommen will.« Deutlicher Anna R. (108): »Wie lange muss ich mich noch quälen, ich hab ja nichts mehr vom Leben. Es ist jetzt genug.« Und am härtesten Rosalia H. (111), eine Russlanddeutsche: »Ich bin für mein Leben müd. Schlag mich tot! Bring mich hin, wo dass mich die Vögel fressen!«

Doch das sind Ausnahmen. Die wenigen anderen, die laut dieser Sammlung von unretuschierten Porträts ebenfalls auf den Tod zu sprechen kommen, schieben ihn beiseite, so wie Gertrud H. (109): »Sterben müssen wir ja alle, da denke ich nicht dran.« Oder die gleichaltrige Edith P.: »Angst vor dem Sterben habe ich nicht, denn das ist ein natürlicher Vorgang.« Oder Elsa Th. (104): »Ans Sterben denke ich gar nicht. Ich sage immer: Wenn die Zeit kommt, dann musste!«

Die weitaus meisten sprechen stattdessen von dem, was ihnen auf ihre alten Tage noch Freude macht. Es sind simple, sehr bescheidene Freuden. Kurt O. (103) genießt jeden

Morgen, bevor er zur Arbeit in seine Druckerei geht, sein Frühstück: »Haferflocken, Traubenzucker und heiße Milch darüber, zwei Zwieback mit Butter, zwei Löffel Honig und eine Tasse Kakaomilch.« Clothilde R. (108) trinkt jeden Tag einen Sherry, Ottilie W. (104) darf mit ihrer Tochter in die Kaufhalle fahren und sich aussuchen, »was ich gern habe: ›Ritter-Sport-Schokolade‹, ›Nimm 2‹ und Orangensaft.« Und Anna St. (105) hat sich einen Spaß erlaubt, als der Oberbürgermeister sie an ihrem 103. Geburtstag besuchte, einen Korb mit »einhundertdrei Fläschle Piccolo« mitbrachte und meinte: »Da haben Sie was fürs ganze Jahr zu trinken!« Anna erwiderte: »Ja, aber das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage!«

Selbst über das, was unwiederbringlich vorüber und nicht mehr möglich ist, scheint mancher sich freuen zu können, nämlich dank der Vorstellung, wie wohl man sich fühlen würde, wenn es noch möglich wäre. Die deutschstämmige Paulina M. (109), die nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion 1941 aus ihrer Heimat im Kaukasus nach Kasachstan umgesiedelt worden und von dort dann nach Deutschland gekommen ist, erinnert sich an ihre einstige Beweglichkeit: »Wenn meine Füß gut wären, tät ich herumspringen!« Und den auf Gott vertrauenden, zuversichtlichen Spruch, den sie bei ihrer Kommunion lernte, hat sie nicht vergessen:

*»Jesu, geh voran
Auf der Lebensbahn,
Und wir wollen nicht verweilen
Dir getreulich nachzueilen...«*

So hat denn auch ein Wissenschaftler, der Gerontologe Dr. Christoph Rott vom Deutschen Zentrum für Altersforschung in Heidelberg, eben erst in einer einschlägigen und begehrten Publikation, dem *Senioren-Ratgeber* (kostenlos erhältlich in Apotheken), festgestellt: »Wir müssen das Klischee ›alt gleich krank und unzufrieden‹ korrigieren.« Dr. Rott hat eine Umfrage unter Hochbetagten, die meisten davon pflegebedürftig, veranstaltet. Und dabei hat er herausgefunden, dass mehr als die Hälfte dieser Alten »mit ihrem Leben recht oder sehr zufrieden« waren.

Haben sie aufrichtig geantwortet? Wahrscheinlich, ja. Es mag sein, dass auch der eine oder andere von denen, die meinten, sie seien mit ihrem Leben sehr zufrieden, jene quälenden Stunden zwischen Mitternacht und Morgengrauen durchaus kennt (Charles Simic: »In einem gewissen Alter ist es eben immer drei Uhr morgens«) – dann, wenn der erste Schlaf sich verflüchtigt hat und nicht mehr wiederkehren will, weil aus der Dunkelheit urplötzlich Ängste hervorbrechen und ihn verdrängen. Die Angst, schwerkrank zu werden, arge Schmerzen leiden zu müssen. Die Frage, wie lange man noch wird sehen und hören und gehen können. Vielleicht die grässliche Vorstellung, am Ende im Sarg zu liegen und wieder wach zu werden, unter der Erde; und ob man nicht darum bitten soll, dass der Arzt, um jedes Risiko auszuschließen, vor der Einsargung einem die lange Nadel durchs Herz treibt, mit der man einstmals den Scheintod zu überlisten versuchte?

Mag schon sein, dass auch manche Alte, die behaupten, sie seien zufrieden, solche quälenden Stunden allzu oft erleben und durchstehen müssen. Doch warum sollten sie

sich nicht trotzdem und umso mehr auf den nächsten Tag freuen, der ihnen vergönnt ist, auf das Frühstück mit Traubenzucker und Kakaomilch oder den Besuch im Supermarkt, den Piccolo oder den Sherry? Oder, wenn es denn sonst nichts mehr zu genießen gibt, auf den Genuss der Schadenfreude, wie die beiden Alten, die bei der Muppet-Show aus ihrer Loge zusehen und jedes Malheur, das sich auf der Bühne ereignet, mit ihrem keuchenden Gelächter begleiten?

Oder, in Gottes Namen, sich freuen auch auf strikt verbotene Lüste, wie jene beiden anderen, die hochbetagten Richter aus dem Alten Testament, die sich auf ihren gichtkrummen Füßen anschlichen, als die schöne Susanna die Hüllen fallen ließ und ins Bad stieg, und sich am Anblick ihres makellosen Hinterns ergötzen?

(Eben habe ich nachgelesen und mich erinnert, dass dieses Abenteuer böse ausging, weil die Verehrer nämlich – wie es bei Rembrandt auch zu sehen ist – handgreiflich wurden, so dass die tugendhafte Susanna ihnen auf die Finger klopfte, woraufhin die alten Strolche sie wegen Ehebruchs anklagten und ein Todesurteil erwirkten, was ihnen freilich übel bekam, weil der wackere Daniel dafür sorgte, dass die falsche Anklage widerlegt und die Lüstlinge in eigener Person mit dem Tode bestraft wurden. Aber so weit muss es ja nicht kommen; vielleicht findet sich ja auch eine Susanna, die sich ohne solche Weiterungen belauern lässt.)

Wie unterschiedlich dergleichen kleine Freuden oder – nun ja, also gut: – Laster auch sein mögen, sie haben eines gemeinsam: Wer ihnen frönt, der hängt an ihnen, und das bedeutet zugleich, er hängt am Leben. Das betrifft nach al-

ler Erfahrung merkwürdigerweise auch die Gläubigen, denen doch ein Jenseits vor Augen steht, mit dem das Diesseits sich nicht messen kann. Es betrifft vielleicht sogar die Hochgemuten, die den Tod herausfordern, wie beim Aesop die gute Ehegattin, welche fürchtete, ihren Mann, den die Ärzte schon aufgegeben hatten, zu verlieren: »Durchaus wollte die Frau, dass der Tod sie an seiner Statt holen sollte, sie bat, sie weinte, sie schrie, bis der Tod endlich in einer schrecklichen Gestalt vor ihr erschien. Und den Augenblick war sie mit ihrem Kompliment fertig: *Ich bitte sehr, Herr Tod, sich nicht zu irren, sprach sie; die Person, derenwegen Sie kommen, liegt dort im Bette.*«

Gilt es auch für die Einsamen? Für die, denen die Freunde und Verwandten weggestorben sind? Hängen auch sie am Leben, trotzdem? Ich weiß es nicht. Paul M., mit 100 Jahren einer der jüngsten von Wenzel-Orfs ältesten Deutschen, hat gesagt: »Es ist nicht schön, so alleine. Wissen Sie, das Essen schmeckt alleine auch nicht richtig, und eigentlich macht alles keinen Spaß alleine ...«

Das hat mich an die Zeit erinnert, die ich in New York verbracht habe. In den Coffee Shop, in den ich oft zum Frühstück ging, kamen regelmäßig auch einige alte Frauen, jede allein und jede für sich. Sie freuten sich, wenn man ihnen einen guten Morgen wünschte, und antworteten freundlich, wenn man sie ansprach, aber sie drängten sich niemandem auf. Sie tranken ihren Kaffee und aßen ihren Toast, und dann verschwanden sie wieder, jede für sich unter Millionen von Menschen, jede allein in irgendein kleines Apartment in dieser riesigen Stadt, in dem sie den Rest des Tages und die Nacht verbrachten, einsam und ohne

Echo, in einer erstickenden Stille, die nur hin und wieder von der Sirene eines Streifenwagens oder einer Ambulanz zerrissen wurde.

Und doch bin ich sicher, dass es Lebensfreude war, die sie empfanden, wenn sie sich am anderen Morgen wieder auf den Weg zum Coffee Shop machten. Ich wollte sie immer danach fragen, aber ich hab's nie getan; vielleicht hätten sie es als zudringlich empfunden.

Diese Erinnerung wiederum ruft eine andere hervor, eine Erinnerung an die Zeit, in der ich zwölf, dreizehn Jahre alt war und die Schulferien meist in einem Dorf am Fuß des Westerwaldes verbrachte. Durch das Dorf floss ein breiter Bach, der das Schaufelrad einer Mühle mit Bäckerei antrieb, in der noch Korn gemahlen und gleich neben dem Mühlrad zu Brot verarbeitet wurde, man konnte das Brot, wenn es frisch aus dem Ofen kam, bis hinüber ans andere Ufer des Baches riechen. Und die Hauptstraße, eine schmale Gasse, führte ein Stück lang an dem Bach vorbei, sie war von dem Bach durch eine halbhohe Mauer aus Bruchsteinen getrennt, und mitten im Dorf beschrieb der Bach eine Kurve, und die Mauer folgte ihm, so dass zwischen der Hauptstraße und der Mauer ein kleiner Platz freigeblieben war, inmitten der kleinen alten Häuser und ungefähr so groß wie ein Wohnzimmer.

An den Sommerabenden kamen sie aus den Häusern, gemächlich und einer nach dem anderen, sie kamen hinaus auf den kleinen Platz, Frauen und Männer, Alte und Junge, die größeren Kinder, die noch nicht ins Bett gehen mussten, auch ein paar Hunde gesellten sich dazu und die eine oder andere Katze, die es mit der Mäusejagd anscheinend

nicht so eilig hatte. Die Jüngeren brachten zwei, drei Küchenschühle mit, die Stühle standen ein wenig wacklig auf dem Kopfsteinpflaster, aber die Großmutter konnte sich darauf niederlassen und Zachers Erwin, der ein schlimmes Bein hatte, man gab darauf acht, dass sie nicht umkippten.

Wir schwangen uns auf die Mauer und ließen die Beine baumeln und warteten darauf, dass die Alten ihre Pfeifen gestopft hatten und zu diskutieren anfangen, was sie auch taten, gemächlich und einer nach dem anderen, es ging meist um den Krieg und wie lange er wohl noch dauern würde, und schließlich kamen die Geschichten dran, es waren meist die Frauen, die sie erzählten, Geschichten von früher, von Verwandten und Nachbarn, die nach Amerika ausgewandert waren und von denen man schon lange nichts mehr gehört hatte, und andere von Leuten, die schon lange tot waren, spannende Geschichten, aber auch lustige, und manche waren gruselig.

Die Dämmerung wurde dichter, man konnte den Sommer riechen, das frische Wasser des Bachs, das Ufergras und den dunklen Wald, der Wald stieg hinter dem Bach den Berghang hinauf, steil hinauf bis zur Schneise des Bahndamms, der auf halber Höhe am Hang entlangführte, und dahinter noch weiter hinauf bis auf den Kamm des Berges, man konnte die gezackten Wipfel der Fichten sehen, sie zeichneten sich ab gegen das diffuse Licht der Sterne, die allmählich an dem weiten, dunkelnden Himmel hervortraten.

Irgendwann, vielleicht um neun, vielleicht auch um 9.06 Uhr oder 9.07 Uhr, man konnte jedenfalls die Uhr danach stellen, irgendwann rührte es sich dann in dem schwarzen

Schlund des Tunnels, aus dem die Bahngleise herauskamen, ein Rollen und Schlagen, und unversehens erschienen die Stirnlampen der kleinen Dampflokomotive, die schnaufend und funkenstiebend ihre drei Wägelchen die sanfte Steigung emporschleppte, der Spätzug auf den Westerwald. Wir hörten die Glocke vor dem Übergang des nächsten Holzpfads läuten. Wir sahen den roten Lichtern nach, die im Wald verschwanden. Und bald darauf sagte dann der Erste: »Gode Nacht!«, und seine Frau folgte ihm, die Großmutter wurde ins Haus geführt, und ein anderer ließ Zachers Erwin den Arm über seine Schultern legen und brachte ihn bis an die Haustür, vielleicht auch bis ans Bett.

Nostalgie, ich weiß schon, und was soll das Theater, vorbei ist vorbei. Manchmal denke ich tatsächlich, es muss ein anderes, ein früheres Leben gewesen sein, in dem ich solche Abende erlebt habe. Es muss eine andere Welt gewesen sein, in der die Jungen die Alten nicht für nervtötende Langweiler hielten, sondern ihnen zuhörten, und die Alten sich von den Jungen nicht bedrängt und belästigt fühlten, sondern sie teilnehmen ließen an dem, was ihnen wichtig war. Freilich, es gab kein Fernsehen damals und keine Computerspiele, und allein das muss schon eine andere, eine höhere Lebensqualität bedeutet haben, mehr Zeit für ein Gespräch, zum Beispiel. Aber allein das kann doch auch nicht schuld daran sein, dass die Zahl derer beständig wächst, die für ein Gespräch gar keine Gelegenheit mehr finden und schließlich verstummen, die Zahl derer, die allein leben und ebenso allein sterben müssen.

Ich weiß nicht, ob nach einem dieser Abende an der

Bruchsteinmauer irgendwann einmal einer von den Alten oder vielleicht sogar einer der Jüngeren, die dabei waren und sich unter Mitmenschen gut aufgehoben hatten fühlen können, gestorben ist. Es wäre ja möglich, vielleicht hat sein Herz mitten in der Nacht aufgehört zu schlagen, seine Frau fand ihn am anderen Morgen still und starr im Bett neben sich. Ich kann mich nicht an einen solchen Fall erinnern, aber ich kann ihn mir vorstellen, und so, genau so möchte ich jedenfalls sterben, nach einem Abend im Gespräch mit Nachbarn und Freunden und an der Seite des Menschen, der mit mir sein Leben geteilt hat.

Natürlich weiß ich, dass man es sich nicht aussuchen kann. Aber die Freiheit, mir eine ganz bestimmte Art von Tod zu wünschen, die kann mir niemand nehmen, nicht einmal der Tod. Er kann mir eine aufs vorlaute Maul geben, er kann mich zur Strafe elendiglich eingehen lassen, aber er kann mir meine Vorstellung von einem Tod, den ich sterben möchte, nicht diktieren.

Und wenn schon einmal im Zusammenhang ausgerechnet mit dem Tod von Freiheit die Rede sein soll, dann möchte ich mir sogar noch mehr herausnehmen: Ich möchte auf meine alten Tage von Besserwissern in Ruhe gelassen werden. Ich möchte unbelästigt alt sein und mir von niemandem erzählen lassen, was ich alles beachten muss, um noch älter zu werden, und was alles sich nicht gehört für einen Menschen in meinem Alter. Natürlich möchte ich noch ein paar Jährchen älter werden, und ich möchte währenddessen auch nicht unbedingt anecken, aber ich habe nicht die geringste Lust, mich deshalb von diesem oder jenem Neunmalklugen schurigeln zu lassen.

Charles Simics Vater eröffnete ihm auf dem Sterbebett, dass er in seinem Leben einen schlimmen Fehler begangen habe, und der Sohn machte sich gefasst auf »ein Geständnis von dostojewskischen Ausmaßen«. Der Vater indes legte ihm dar, dieser auf ihm lastende Fehler habe darin bestanden, dass er im Alter von 70 Jahren idiotischerweise dem Rat seines Arztes gefolgt sei, »keine Würste und Salamis, keinen Speck, kein Spanferkel und keine anderen lebensnotwendigen Spezialitäten mehr zu essen«. Einige Jahre lang, sagte der Vater, habe er sich »erbärmlich schlecht« gefühlt, »rastlos und deprimiert«. Aber eines Tages »besann er sich, fing wieder an, all das zu essen, was schlecht für ihn war, und fühlte sich um zweihundert Prozent besser. Nun bereute er nur noch die Jahre, die er durch die Anordnung des Arztes vertan hatte.« Wie wahr! So soll es mir jedenfalls nicht ergehen. Ich halte ebenso wenig wie Simic und Vater von dem idealen Abgang, um dessen Vorspiegelung sich die amerikanischen Leichenbestatter mit so viel Fleiß und Geschick bemühen, nämlich »in blühender Gesundheit im Sarg zu liegen«.

Und ich will auch nichts mehr wissen von den Weisheiten, die einige berühmte alte Knacker sich über das Alter ausgedacht haben, das Alter und nicht etwa seine Unannehmlichkeiten, sondern seine Vorzüge! Mit dem Unsinn angefangen hat Platon, aber das hat sich durch die Jahrtausende fortgepflanzt, mit Spätfolgen sogar bei dem ansonsten nur schwarzsehenden Schopenhauer: »Mit Unrecht bemitleidet man die Freudlosigkeit des Alters und beklagt es, weil manche Genüsse ihm versagt sind ... Dass mit Aufhebung des Bedürfnisses der Genuss wegfällt, ist

so wenig beklagenswert, als dass einer nach Tische nicht mehr essen und nach ausgeschlafener Nacht nicht mehr schlafen kann. Viel richtiger schätzt Plato das Greisenalter darin glücklich, dass die Begierde nach Weibern nun endlich schweigt.«

Mich stört daran zunächst einmal, dass die Herren sich über die Begierde nach Kerlen, wie sie umgekehrt bei Weibern ja hin und wieder vorkommt, offenbar keine Gedanken gemacht haben. Weiber waren für die philosophische Analyse des Menschen vermutlich unerheblich, abgesehen von ihrer Funktion als Gegenstand der männlichen Begierde. Noch mehr stört mich der Verdacht, dass diese Denker auf die Idee, das geschlechtliche Gelüst stehe dem Glück eher entgegen, erst dann gekommen sind, als ihnen das eigene Gelüst definitiv abhandengekommen war. Dummes Zeug also, das ersonnen wurde, um dem eigenen quälenden Frust ein wenig abzuhelfen. Wie auch immer: Wer im Alter einen makellosen, um nicht zu sagen prallen Hintern zu sehen bekommt, der sollte nicht Platons und Schopenhauers wegen die Augen verschließen. Und er sollte sich schon gar nicht schämen, wenn er stattdessen und sehr viel lieber hinschaut.

Man darf sich nicht einreden lassen, wie man mit dem Alter umzugehen hat, nicht von Leuten, die vom Alter nichts verstehen, und schon gar nicht von solchen, die vor dem Alter bereits kapituliert haben. Man darf sich nicht bevormunden lassen. Man muss sich auf die Hinterbeine stellen. Vielleicht ist das die Lösung. Vielleicht kann man auf diese Weise nicht nur mit dem Tod, sondern auch mit dem Alter fertig werden.

Womöglich wird eines Tages im Morgengrauen, wenn ich in meinem Bett im Seniorenheim gerade noch einmal eingedöst bin und mich von einem kleinen, unanständigen Traum entführen lasse, womöglich wird exakt in dieser Minute eine weißgekleidete Frau in mein Zimmer einfallen und mich anblöken: »Einen wunderschönen guten Morgen! Na, wie geht es uns denn heute?« Und wenn ich gut beraten bin, werde ich die Augen geschlossen halten, aber sehr deutlich, so deutlich, wie meine Zahnprothese es erlaubt, erwidern: »Jetzt spitzen Sie mal die Ohren! Sie und ich, das sind nicht wir, verstanden? Sie sind die Schwester Daniela, und ich bin der Herr, der für die Bude hier ein Schweinegeld bezahlt, damit er seine Ruhe hat. Und jetzt machen Sie, dass Sie rauskommen!«

Ja, ja, alte Leute sind streitsüchtig, nicht wahr, sie sind widerborstig und unverschämt! Dummes Zeug. Man muss sich auf die Hinterbeine stellen, sonst wird man, je weiter man in die Jahre kommt, für um so dümmer verschlissen. Man wird der Persönlichkeit beraubt. »Wie geht es uns denn heute?«

Das ist vielleicht das Beschissenste, mit Verlaub, beim Altwerden. Die kleinen Gelüste, denen man frönt, werden einem vielleicht noch zugestanden, aber wenn, dann mit penetranter Nachsicht, so, wie man einem kranken Kind den Willen tut.

Das darf man sich nicht bieten lassen. Wer sich schämen würde, weil ihm der Sinn ein wenig häufig nach ›Nimm 2‹ oder nach Kakaomilch steht oder, wie in meinem Fall, eher nach Kölsch und einer Frikadelle, der wäre verraten und verkauft.

Vielleicht werde ich irgendwann froh sein, wenn Schwester Daniela im Morgengrauen in mein Zimmer einfällt, weil ich dann nämlich schon seit geraumer Zeit darauf warte, dass sie mich trockenlegt, und womöglich werde ich einige Monate später nicht einmal das mehr realisieren, sondern nur noch spüren, dass es mir bessergeht, sobald dieser weiße Schemen bei mir gewesen ist. Aber solange ich die Daniela noch rausschmeißen kann, wenn sie mir auf die Nerven geht, so lange werde ich sie rausschmeißen und mich an dem Rausschmiss erfreuen.

Und solange meine Augen noch nicht zu schwach sind, um den Kreuz-Buben von der Kreuz-Dame zu unterscheiden, und meine Ohren nicht zu taub, um die Gebote meiner Freunde zu verstehen, so lange werde ich voller Lust in die Kneipe gehen und Skat spielen und dazu Kölsch trinken, Stücker zehn oder zwölf. Und es soll nur ja niemand glauben, er könne sich darüber mokieren und mein Hobby als einen albernen und zudem auch noch gesundheitsschädlichen Zeitvertreib abtun und mir empfehlen, doch lieber ein Buch zu lesen oder eine Musik zu hören, davon hätte ich doch mehr. Ich lese Bücher und höre Musik, aber nur dann, wenn es mir passt, und wenn ich lieber Skat spiele, dann spiele ich Skat, und wenn sich die Gelegenheit ergibt, sogar dreimal die Woche. Ist das klar, Schwester Daniela?

Ja. Man muss sich auf die Hinterbeine stellen. Vielleicht ist das die Lösung. So scheint es mir jedenfalls jetzt, nach allem, was ich mir hier ausgedacht habe. Ob auch andere das so sehen, ob auch sie damit etwas anfangen können, weiß ich nicht. Ich weiß ja nicht einmal, ob es bei mir selbst

funktioniert. Ob es mir hilft, meine ich, mit dem Alter fertigzuwerden. Und mit dem, was darauf folgt.

Wir werden sehen.

24. Dezember 2001. Für das Literaturbüro NRW
zur Anthologie über das Alter, *Spätlese*,
hrsg. von Michael Serrer,
GrupelloVerlag, Düsseldorf 2003